

MEISTERWERKE DER

**SCIENCE FICTION**

### *Das Buch*

Jeff Winston telefoniert gerade mit seiner Frau, als er einen Herzanfall erleidet und stirbt. Es ist der 18. Oktober 1988. Doch Jeff erwacht wieder zum Leben – in dem College in Emory, wo er einst seinen Schulabschluss gemacht hat. Es ist der 6. Mai 1963. Langsam wird ihm bewusst, dass er sein Leben ein zweites Mal leben kann und die Chance hat, dieses Mal alles anders, besser zu machen. Mit seinem Wissen um die Zukunft könnte er der reichste, der mächtigste Mann der Welt werden. Und tatsächlich sind seine Erfolge in geschäftlicher Hinsicht phänomenal. Aber alle übrigen Versuche, den Lauf der Welt in positiver Weise zu verändern, schlagen fehl. Auch die Liebe zu Pamela, die ebenfalls ein zweites Leben lebt, befreit ihn nicht aus seinem Albtraum. Denn das Sterben und Wiedererwachen nimmt für Jeff Winston kein Ende ...

Was wäre, wenn man sein Leben noch einmal leben könnte? Wenn man wüsste, wie die Geschichte verläuft – bevor sie sich ereignet? Mit »Replay – Das zweite Spiel« hat Ken Grimwood den definitiven Roman zu diesem faszinierenden Thema geschrieben. 1988 mit dem World Fantasy Award ausgezeichnet, gilt er heute als Kultbuch und moderner Klassiker der Science Fiction.

### *Der Autor*

Ken Grimwood, 1944 geboren, arbeitete zeit seines Lebens als Radiojournalist und Schriftsteller. Neben »Replay – Das zweite Spiel« veröffentlichte er weitere Romane und Erzählungen. Er starb im Juni 2003 in Santa Barbara, Kalifornien.

MEISTERWERKE DER

**SCIENCE FICTION**

Ken Grimwood

**Replay –  
Das zweite Spiel**

*Roman*

**Mit einem Vorwort von  
John Grant**

Überarbeitete Neuausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe

REPLAY

Deutsche Übersetzung von Norbert Stöbe

2. Auflage

Redaktion: Sascha Mamczak & Wolfgang Jeschke

Copyright © 1986 by Ken Grimwood

Copyright © 2004 der deutschen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

Titelillustration: Will Crocker/Getty Images

Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie

Werbeagentur, München - Zürich

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

eISBN 978-3-641-10549-5

## Vorwort

von John Grant

Es macht die Qualität eines Autors aus, dass er es versteht, aus einem Klischee etwas erfrischend Neues zu formen. Im Falle von Ken Grimwoods ›Replay‹ lässt sich das Klischee etwa folgendermaßen charakterisieren: »Ach, wenn ich könnte, würde ich alles anders machen. Ich würde mit dreißig nicht den Job aufgeben. Ich würde den dummen Fehler meiner ersten Ehe vermeiden. Ich würde nach Neuseeland auswandern. Ich würde ...« Dem verwandt – und vielleicht etwas weniger klischeehaft – ist der vergebliche Wunsch, mehrere Leben parallel zu leben und jeweils unterschiedliche Dinge auszuprobieren: »Ich vergöttere meine Frau, und etwas Besseres, als sie zu heiraten, hätte mir gar nicht passieren können – aber ich hätte *auch* gern ein Leben mit der Soundso an meiner Seite verbracht ...«

Fantasy und Science Fiction bedienen meistens letzteren Traum – mit Geschichten, die von anderen Wirklichkeiten oder Parallelwelten handeln –, können diese Vorstellung aber nur unzureichend umsetzen: Das *Ich*, das in einer anderen Realität lebt, ist mit MIR nicht identisch. Zeitreisegeschichten, in denen ein älterer Mensch seinem jüngeren Ich beispringt, leisten dies ebenso wenig, denn es geht immer um ›jemand anders‹, um ein Duplikat, das ein ganz anderes Leben lebt (das ursprüngliche ICH behält von der Begegnung offenbar nicht einmal Erinnerungen zurück, weil es in der neu definierten Zeitachse gar nicht erst existent wird).

Wie also geht der phantasievolle Autor mit diesem Traum um?

Ken Grimwood dachte sich folgendes Phänomen aus: Aus ungenannten Gründen (der Verzicht auf eine Erklärung ist ein wundervoller Zug, der eine Menge zur magischen Wirkung des Buches beiträgt) geraten bestimmte Menschen in eine Art Zeitschleife. Im Augenblick des Todes wird ihr Bewusstsein über eine Zeitspanne von Jahrzehnten hinweg in ihren jugendlichen Körper zurückbefördert, sodass sie tatsächlich die Möglichkeit bekommen, alles anders zu machen. Und das nicht nur einmal, sondern immer wieder.\*

Doch die Wiederholer müssen feststellen, dass der vermeintliche Segen nicht ungetrübt bleibt. Natürlich: Jeff Winston, die Hauptfigur des Romans, kann sein im Laufe der Wiederholungen erworbenes Wissen dazu nutzen, sich mühelos Reichtum zu verschaffen, und er erhält auch die Gelegenheit, statt seiner ursprünglichen Frau seine Jugendliebe zu heiraten, mit einer Nymphomanin pubertäre erotische Phantasien auszuleben und vor allem Pamela Phillips, eine andere Wiederholerin, der er in einem seiner Leben begegnet, mehrfach zu heiraten oder mit ihr zusammenzuleben. Das wahre Glück aber entzieht sich ihm, es bleibt ein Versprechen, das sich bei der *nächsten* Wiederholung erfüllen wird – bis es irgendwann mit den ständig kürzer ausfallenden Wiederholungen ein Ende hat. Der Grund dafür ist zum einen, dass es dem Menschen nicht gegeben ist, in einem einzigen Leben wahres Glück zu finden – Reue stellt sich ein, Irrtümer werden begangen und so weiter. Zum anderen liegt es daran, dass es so etwas wie eine perfekte Lebenswahl nicht gibt: Jeff vermag zwar einige der schlechten Entscheidun-

---

\* An einer Stelle des Romans wird angedeutet, dies treffe möglicherweise auf alle Menschen zu, doch nur sehr wenige seien sich des Vorgangs auch bewusst – diese Menschen wären demnach auch die einzigen, die tatsächlich eine zweite Chance bekämen. Allerdings sei es unmöglich, dieses Szenario zu verifizieren, da die anderen eben nicht wüssten, ob ihnen das Gleiche geschehe ...

gen, die er zuvor getroffen hat, zu vermeiden, doch die neuen, ›weiseren‹ Entschlüsse haben wiederum teils katastrophale Folgen. Die Gesellschaft ist eben so beschaffen, dass individuelle Entscheidungen sich nicht in einem Vakuum vollziehen, dass das Handeln des Einzelnen Reaktionen bewirkt, die mit verheerender Unvorhersehbarkeit auf ihn zurückwirken.

Grimwood war nicht nur so klug, zu begreifen, dass jeder neue Lebensentwurf eine neue Menschheitsgeschichte initiiert, er hat diesen Punkt sogar besonders betont: In einer der Wiederholungen beschließen Jeff und Pamela, öffentlich zu machen, dass sie Wiederholer sind, um das Phänomen wissenschaftlich erforschen zu lassen, es möglicherweise zu erklären, sodass die ganze Menschheit davon profitieren kann. Stattdessen aber werden sie festgenommen und von einem erbarmungslosen Geheimdienst ausgenutzt – mit dem Ergebnis, dass schließlich eine faschistische US-Regierung Leid und Elend über die ganze Menschheit bringt. Am Ende dieser Wiederholung sieht es ganz danach aus, als stünde unserer Spezies die totale Auslöschung bevor ... Doch wird diese spezielle Zukunft tatsächlich Wirklichkeit werden, nachdem die beiden Wiederholer aus dem Spiel genommen sind? Wird sich diese Zeitlinie ohne ihr Dazutun fortsetzen? Oder hat sie vielleicht *niemals existiert*, weil ihre nächste Wiederholung eine ganz andere Version der menschlichen Geschichte ins Leben ruft? Diese Frage lässt sich nicht beantworten, weder im Roman noch in der Realität: Ungeachtet der Spekulationen der Quantenphysiker (und der Fantasy-Autoren) wissen wir nicht, ob alternative Wirklichkeiten tatsächlich möglich sind. Wenn nein, dann handelt es sich bei den Wiederholungen um reine Zeitschleifen; wenn ja, dann müssen Milliarden realer Menschen nur deshalb leiden und sterben, weil Jeff und Pamela eine unkluge Entscheidung getroffen haben ...

Es ist eine Binsenweisheit, dass ein Autor mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit etwas falsch gemacht hat, wenn wir uns bei der Lektüre seines Werkes der technischen Aspekte des Schreibens bewusst sind. Ein bekannter Thriller-Autor hat einmal dazu gesagt: »Meine Aufgabe ist es, die Worte von der Buchseite verschwinden zu lassen.« Er meinte damit, ein Schriftsteller müsse die Barriere der Worte, der Druckerschwärze und des Papiers niederreißen, sodass sich der Leser nicht mehr bewusst ist, dass er *liest*. Dann ist der Leser mitten drin, er lebt in der Vorstellungswelt des Autors, beinahe so, als bestünde zwischen ihnen eine Art telepathischer Verständigung.

Damit eng verknüpft ist die so genannte ›Stimme‹ des Autors. Manche Autoren benutzen stets ihre eigene Stimme, als plauderten sie mit einem; ihre Worte werden ebenso leicht aufgenommen wie bei einer mündlichen Unterhaltung. Andere erschaffen verschiedene Stimmen, um den Anforderungen bestimmter Geschichten gerecht zu werden. Eine dritte Möglichkeit besteht darin, stilistische Tricks ganz zu vermeiden und die auktoriale Stimme aus dem Spiel zu lassen. Diese Strategie kann sich als riskant erweisen, denn wenn man nicht aufpasst, wird der Text flach und langweilig. Genau diese Taktik aber hat Ken Grimwood in ›Replay‹ angewandt – und zwar aus gutem Grund.

Bedenken Sie, welche Aufgabe er sich gestellt hat. Die meisten Romane behandeln eine relativ kurze Zeitspanne im Leben der Hauptperson – einige Tage, vielleicht ein paar Wochen oder Monate, hin und wieder auch Jahre oder Jahrzehnte. Die Ereignisse in ›Replay‹ hingegen umspannen mehr als ein Jahrhundert von Jeff Winstons Leben, eine Zeitspanne, die man im Allgemeinen eher mit breit angelegten Familiensagas in Verbindung bringt, Büchern, die viele hundert eng bedruckte Seiten umfassen. Grimwoods Roman hingegen ist nur vierhundert Seiten



lang. Der Autor hatte also gar keinen Platz für irgendwelche stilistischen Schnörkel. Die vielen Ereignisse der Geschichte – von den anderen Dingen, die er mitteilen wollte, ganz zu schweigen – musste er in möglichst komprimierter Form erzählen, ohne jedoch in einen Telegrammstil zu verfallen. Beschreibungen mussten eingeschränkt, reflektierende Passagen auf ein Minimum reduziert werden. Für ausschmückende Szenen, mit denen einige Romanciers ihre Figuren charakterisieren, war kein Raum, und auch die notwendigen Erklärungen mussten sehr knapp gehalten werden.

Diese und andere Beschränkungen hätten bei den meisten Autoren dazu geführt, dass der Text unglaublich und dröge ausgefallen wäre; tatsächlich hätten die meisten Autoren die Herausforderung gar nicht erst angenommen. Ken Grimwood aber stellte sich der Herausforderung – und er hat sie auf beeindruckende Weise gemeistert. Nur auf den ersten paar Seiten entsteht der Eindruck des erwähnten Telegrammstils, und selbst das wendet Grimwood noch zu seinem Vorteil: Der sprunghafte Einstieg bringt die Erwartungen des Lesers hinsichtlich der Art und Weise, wie ein Roman erzählt sein sollte, gehörig ins Wanken und verwirrt ihn so sehr, dass er sich fortan mit der schnellen, zuweilen hektischen Gangart der Erzählung abfindet. Man könnte diese Methode mit dem Stil mancher Action-Regisseure vergleichen (übrigens ist ›Replay‹ ein äußerst filmischer Roman): Vor den Vorspann setzen sie eine Sequenz wirrer, scheinbar zusammenhangsloser, sehr schnell geschnittener Bilder, die den Betrachter in die angemessene Stimmung versetzen sollen.

Ein schönes Beispiel für die Art und Weise, wie Grimwood mit diesem Stilmittel umgeht, ist der Beginn von Jeffs erster Wiederholung. Was er erlebt, ähnelt gewissen Träumen, in denen man unvermittelt an einen anderen Ort versetzt wird, sich in einer Umgebung wiederfindet,

die keinen Zusammenhang mit der vorigen aufweist, die einem aber dennoch bekannt vorkommt. Im Traum findet man sich mit der eigenen Unwissenheit ab und glaubt (wenn man überhaupt darüber nachdenkt), man werde die wichtigen Informationen schon rechtzeitig nachgeliefert bekommen ... Auch in ›Replay‹ muss man sich einen kleinen Schubs geben, um sich darauf einzulassen – ist das aber erst einmal geschehen, ist man bestens eingestimmt auf den Rest des Romans. Ein cleverer Trick. Ich wünschte, ich wüsste, wie's geht.

Das Schöne an Grimwoods fast perfekter Ausführung dieser und zahlloser anderer technischer Raffinessen ist, dass man nichts davon merkt (es sei denn, Sie sind ein weit aufmerksamerer Leser als ich\*). Er war ein Zauberer, aber nicht die Art Zauberer, der seine Genialität durch eine dramatische Bühnenpräsentation hervorhebt, der jedes scheinbare Wunder mit einem Trommelwirbel untermalt, damit man es auch ja gehörig bestaunt. Nein, Grimwood gebraucht seine Magie so subtil, dass einem erst im Nachhinein bewusst wird, dass er überhaupt Zaubertricks angewendet hat – wodurch sie natürlich umso magischer wirken.

In gewisser Hinsicht kann man ›Replay‹ als autobiographischen Roman bezeichnen. Zu Beginn seiner Abenteuer ist Jeff Winston beim Rundfunk angestellt und Mitte vierzig. Als Ken Grimwood den Roman zu schreiben begann, war er ebenfalls beim Rundfunk und Mitte vierzig. Es gibt noch mehr biographische Parallelen, insgesamt so viele, dass sich einem der Gedanke aufdrängt, Grimwood sei die Idee zu ›Replay‹ in einem schwermütigen Moment ge-

---

\* Als ich zur Vorbereitung auf dieses Vorwort ›Replay‹ erneut – zum dritten Mal – las, kam mir in den Sinn, den Versuch zu unternehmen, Grimwoods Erzähltechnik zu analysieren. Doch auch diesmal hatte ich mich schon nach wenigen Seiten wieder so sehr in die Lektüre vertieft, dass von technischer Analyse keine Rede mehr sein konnte ...

kommen – als er darüber nachsann, wie sein Leben wohl verlaufen wäre, wenn er andere Entscheidungen getroffen hätte.\* Kein abwegiger Gedanke für jemanden, der genau im richtigen Alter ist, um zumindest einige Symptome einer Midlife-Crisis zu zeigen. Die meisten von uns halten diese Symptome einfach aus – Grimwood hat sie als Grundlage für einen Roman genommen.

Hätte Jeff ähnlich handeln können?

In dieser Hinsicht unterscheiden sich die beiden Biographien – genauer: die beiden Persönlichkeiten – erheblich. Der fiktive Charakter, den Grimwood erschaffen hat, ist ihm keineswegs ähnlich, auch wenn manche Details dies nahe zu legen scheinen. Er ist eindeutig nicht das Alter Ego des Autors.

Man bedenke, wie unreif Jeff für einen Dreiundvierzigjährigen ist – und wie reif Grimwood im gleichen Alter gewesen sein muss, um Jeffs allmählichen Reifeprozess schildern zu können. In den ersten Wiederholungen ist Jeff nicht viel reifer als der Achtzehnjährige, in dessen Körper er lebt: Er begeht zwar nicht *dieselben* Fehler wie in seiner ersten Jugend, aber doch ganz ähnliche. Die Unreife zeigt sich besonders in seinen Beziehungen zum anderen Geschlecht. Für die spröde Judy, die so große Stücke auf ihre Jungfräulichkeit hält, fehlt es ihm an der nötigen Geduld, weshalb er sich für Sharla entscheidet, für sexuelle Ausschweifung also anstatt für eine richtige Beziehung. Oder nehmen wir die Ehe mit Linda, seiner allerersten Ehefrau, mit der es gar nicht gut lief – ließe sich diese Ehe mit dem magischen Zusatz von Reichtum nicht vielleicht glücklicher gestalten? Und dann ist da noch Diane, sehr gut im Bett, und kennt die richtigen Leute ...

---

\* Bedauerlicherweise reicht der autobiographische Aspekt noch sehr viel weiter: Jeffs Wiederholungen enden stets mit seinem vorzeitigen Tod durch Herzinfarkt. Ken Grimwood starb am 6. Juni 2003 in Santa Barbara, Kalifornien, ebenfalls an einem Herzinfarkt. Er war erst 59 – fast fünfzehn Jahre älter als Jeff, aber gleichwohl zu jung.

Jedoch erst als er Pamela kennen lernt, dämmert es Jeff, dass es bei einer Beziehung nicht darauf ankommt, Sex und Wohlstand wie die Elemente eines Bausatzes ins richtige Verhältnis zu bringen. Die meisten von uns – selbst wir dummen Männer – haben das in ihren Zwanzigern herausgefunden, manche sogar früher; Jeff hingegen experimentiert jahrzehntelang daran herum.

Der andere große Reifefaktor ist der Verlust seiner Tochter Gretchen, die er mit der ungeliebten (und lieblosen) Diane hat. In der folgenden und in allen späteren Wiederholungen wird Gretchen nicht mehr auftauchen, wird sich nie wieder der etwa ein Dutzend Lebensjahre erfreuen, die ihr in einer der Realitäten, die Jeff mit seinen Wiederholungen geschaffen hat, gegeben waren. Es dauert eine Weile, bis er das begreift – und sich damit abfindet.

Während Jeffs emotionale Entwicklung also geradezu quälend langsam vonstatten geht, setzt er sich in anderer Hinsicht über derlei Beschränkungen hinweg: Da der zukünftige Verlauf einer jeden neuen Wirklichkeit, die durch eine Wiederholung heraufbeschworen wird, von seinen Entscheidungen abhängt, gleicht er in gewisser Weise einem Gott. Götter allerdings sind ebenso unreif wie die Kulturen, die sie erschaffen, und daher steht die Macht dieses speziellen Gottes nicht in Widerspruch zu seiner Torheit. Außerdem erliegt Jeff trotz sporadischer Allmachtsphantasien nie der launischen Destruktivität und Grausamkeit, wie sie Göttern häufig eigen ist. Im Gegenteil wirkt sich die Erkenntnis, über welche gewaltige Macht er verfügt, geradezu förderlich auf seinen Reifeprozess aus: Er lernt, über sich selbst und seine unmittelbare Umgebung hinauszudenken.

Dazu trägt wesentlich Pamelas Film *Starsea* bei, dessen Hauptaussage darin besteht, dass die Menschheit nicht der Mittelpunkt des Universums ist, ja vielleicht nicht einmal die wichtigste Spezies auf unserem kleinen Planeten.

Der Film handelt auch von Göttern, das heißt Ersatzgöttern – gütige Außerirdische:

Der Film begann mit einer elegischen Schilderung des alten Bundes zwischen Menschen und Delphinen, dann weitete er diese mythische Verbindung auf eine philosophische Rasse von Außerirdischen aus, die vor langer Zeit Kontakt zu den intelligenten Säugern der irdischen Meere hergestellt hatten. Diese Rasse hatte, dem Plot zufolge, die Cetaceaner als gütige Beschützer der Menschheit eingesetzt, bis zu dem Zeitpunkt, da diese bereit wäre, in der galaktischen Familie willkommen geheißen zu werden. Doch gegen Ende des 20. Jahrhunderts erfuhren die Delphine, dass die Ratgeber von Cygnis IV, deren Rückkehr sie seit Jahrtausenden erwartet hatten, durch eine interstellare Katastrophe vernichtet worden waren. Daraufhin enthüllten die Delphine in einem ebenso heiteren wie tieftraurigen Moment der Menschheit ihre wahre Natur und ihre große Geschichte. Zum ersten Mal wurde dieser Planet ein wirkliches Ganzes, eine vernetzte Gemeinschaft von Intelligenzen zu Lande und zu Wasser – jetzt, da die unbekannteren Wohltäter auf ewig verschwunden waren –, aber auch einsamer in der Leere des Weltraums als je zuvor.

Die Bewohner von Cygnis sind in ›Replay‹ nicht die alleinigen hypothetischen Außerirdischen, die geeignet scheinen, die Götterrolle zu übernehmen. Der einzige andere Wiederholer, den Jeff und Pamela ausfindig machen, ist der geistesgestörte Stuart McCowan. Er ist überzeugt davon, dass die Menschheit ein Spielball in den Händen von Außerirdischen ist, die von Antares stammen und unsere Spezies als Zeitvertreib betrachten. Die Antareaner ergötzen sich demnach an unseren Kriegen, Seuchen, Tragödien, Massenmorden, Naturkatastrophen, und haben McCowan zufolge, sollte es uns irgendwann einmal gelingen, dem ganzen Elend ein Ende zu machen, keinen Grund, uns nicht zu vernichten. Für ihn ist es daher eine Frage religiösen Gehorsams – und ein Beitrag zum Überleben der Menschheit –, in jeder seiner Wiederholungen

die Rolle eines Serienkillers zu spielen, der junge Frauen und Kinder tötet. Wie viele Massenmörder vor und nach ihm wähnt er sich im Recht – er besänftigt die Götter.

Die Außerirdischen von Cygnis und Antares repräsentieren die beiden Gesichter des christlichen Gottes (und die der meisten anderen Götter, die die Menschheit erschaffen hat): Auf der einen Seite der grausame Despot, der sich daran erfreut, Menschen grundlos Leid zuzufügen, auf der anderen Seite der allwissende, gütige Wohltäter, der – ohne je in Erscheinung zu treten – unserer Spezies Glück und Frieden bringen will, dem dies aber aus Gründen, die sich (ungeachtet Seiner Allmacht) Seinem Einfluss entziehen, einfach nicht *gelingt* – zumindest *im Moment noch nicht*. Anders gesagt: Die Außerirdischen erfüllen die für uns offenbar notwendige Funktion einer mächtigen, aber verborgenen Wesenheit, die für das ganze Elend der Menschheit – insbesondere für das Leid und das Böse, das sie sich selbst zufügt – die Verantwortung trägt. Diesen Schluss zieht Jeff selbst in einer seiner späteren Wiederholungen:

»Wir haben bei all den anderen Morden nicht zu intervenieren versucht, oder?«, sagte Jeff. »Wir sind nicht einmal auf den Gedanken gekommen, abgesehen von diesem ersten Mal, als ich Kennedys Ermordung verhindern wollte, und das war eine ganz andere Kategorie. Wir – nicht nur du und ich, sondern alle Bürger dieser Gesellschaft – leben mit der Brutalität, mit dem willkürlichen Tod. Wir ignorieren das nahezu, außer wenn es uns unmittelbar zu bedrohen scheint. Schlimmer noch, manche Leute finden es sogar unterhaltsam, ein Nervenkitzel aus zweiter Hand. Das sind die achtzig Prozent, um die es sich im Nachrichtengeschäft vor allem dreht: Amerika mit seiner täglichen Dosis Tragödie zu versorgen, bestehend aus anderer Menschen Blut und Qual. *Wir* sind die Antareaner aus Stuart McCowans Wahnsinnsphantasien. Er und all die anderen unmenschlichen Schlächter dort draußen sind tatsächlich Darsteller auf einer Bühne, aber das blutgeile Publikum befindet sich unmittelbar hier, nicht irgendwo im

Weltraum. Und es gibt nichts, was du oder ich jemals tun könnten, um etwas daran zu ändern oder um auch nur den kleinsten Spritzer dieser Blutwoge abzufangen. Wir tun bloß, was wir immer getan haben und immer tun werden – es akzeptieren, aus unserem Bewusstsein verdrängen, so gut wir können, und unser Leben weiterleben. Find dich damit ab, wie wir es auch mit all dem anderen hoffnungslosen, unausweichlichen Leiden tun.«

Diesem düsteren Resümee zufolge ist die wahre Tragödie der Menschheit nicht das Leid, das sie sich selbst zufügt, sondern die vollkommene Sinnlosigkeit des Ganzen: *Es lässt sich nichts daran ändern*. Eine entsetzlich nihilistische Sichtweise, die Grimwood Jeff in den Mund legt. Doch solange wir nicht aufhören, nach übernatürlichen – oder außerirdischen – Wesen zu schießen, denen wir die Schuld geben oder die wir als Rechtfertigung für unsere eigene Bösartigkeit heranziehen können, trifft sie vermutlich zu.

Dieser Nihilismus zeigt sich auch, wenn Jeff sich weniger als Gott, sondern eher als Opfer zu sehen beginnt – als Opfer jener Macht, die ihn dem Zyklus der Wiederholungen unterworfen hat. Diese ›Macht‹ entspricht natürlich einem weiteren Aspekt Gottes, und auch hier führt Gottes Wirken nicht zum Heil, sondern in die Sinnlosigkeit:

Er hatte geglaubt, der erste und, bis er Pamela traf, auch der einzige Mensch zu sein, dem dies je widerfahren war – vielleicht war er auch der letzte gewesen oder zumindest einer der letzten, die sich der endlosen Wiederholungen bewusst werden sollten. Pamela hatte spekuliert, diese Jahre würden sich solange wiederholen, bis jeder einzelne Mensch erkennen würde, was vor sich gehe. Konnte es stattdessen sein, dass die Erkenntnis stückweise stattfand, bei jeweils nur einem Individuum anstelle einer plötzlichen planetarischen Bewusstwerdung? Und wenn ein bestimmter Mensch die Wahrheit erkannte, hatte er dann begonnen, der ewigen Wiederkehr dessen, was einmal als Realität erschienen war, zu entfliehen?

Das hieße, dass die ganze Menschheitsgeschichte, Vergangenheit und Zukunft, möglicherweise nichts als eine Täuschung waren – falsche implantierte Erinnerungen und Berichte, trügerische Hoffnungen auf eine zukünftige Welt. ... Die sich wiederholende Zeitschleife umfasste womöglich die Gesamtheit der menschlichen Erfahrung, und die Erkenntnis dieser Tatsache mochte Beleg dafür sein, dass ein Individuum den Gipfel der Bewusstheit erreicht hatte. Was bedeuten würde, dass Jeff und jedermann unbewusst seit Äonen – buchstäblich seit dem Anbeginn der Zeit an – wiederholt hatten ...

Der hypothetische Gott, über den Jeff Spekulationen anstellt, hat der Menschheit somit eine wahre Sisyphuslast aufgebürdet: Wir sind dazu verdammt, nicht nur dem Tao zu folgen, für das wir uns entscheiden, sondern jedem nur möglichen Tao – indem wir immer aufs Neue einen Felsblock einen Hügel hinaufwälzen, dessen Kuppe wir niemals erreichen werden. Die Grausamkeit dieser Gottheit übersteigt die der Antareaner bei weitem.

Es sei denn natürlich, wir selbst sind die Gottheit ...

Natürlich sollte man irgendwann die Geschichte erwähnen, die für die große Mehrheit das letzte Wort zum Thema Zeitschleife darstellt, den Film *Und täglich grüßt das Murmeltier* von 1993, dessen Protagonist dazu verdammt ist, einen bestimmten Tag so lange zu wiederholen, bis er schließlich klug wird – das heißt, bis er lernt, mit anderen Menschen auszukommen, vor allem mit der Frau, der er zu Beginn des Films an die Wäsche will. Im Laufe der Wiederholungen begreift er also, was Liebe ist – und so geht auch sein ursprünglicher Wunsch in Erfüllung.

Weitaus tiefgründiger wird dieses Thema in einem anderen Film durchgespielt, der ebenfalls 1993 in die Kinos kam, und zwar in *12:01* nach einer Geschichte von Richard Lupoff. Hier ist der Protagonist durchaus liebesfähig, und die Dame seines Herzens erwidert auch recht bald seine Gefühle. Doch tragischerweise endet diese Lie-



be am Ende jedes sich ständig wiederholenden Tages und muss jeden Morgen von Grund auf neu aufgebaut werden (jedenfalls so lange, bis der Zyklus der Wiederholungen durchbrochen wird).

Wenn auch mit einer etwas abgedroschenen Science-Fiction-Erklärung befrachtet, sagt *12:01* weit mehr über das Wesen menschlicher Existenz aus als der bekanntere Murmeltier-Film, dessen Erkenntnis sich darin erschöpft, dass wir uns bemühen sollen, ein besserer Mensch zu werden. *12:01* hingegen zeigt, dass in einem Leben, das fast so kurz wie das einer Eintagsfliege ist, letztlich alles vergebens ist – es sei denn, es gelingt uns irgendwie, daran etwas zu ändern. Der Optimismus von *12:01* liegt darin begründet, dass die Protagonisten am Ende tatsächlich einen Weg finden, den sinnlosen Kreislauf zu beenden – während die pessimistische Aussage von »Replay« besagt, dass es keine Lösung für das Rätsel unserer Existenz gibt.

Anders ausgedrückt: Es gibt für uns keinen nahe liegenden Ausweg. Keinen Super-Computer, der sich umprogrammieren lässt wie in *12:01*, keine innere Weiterentwicklung wie in *Und täglich grüßt das Murmeltier*. »Replay« stellt seine Reife dadurch unter Beweis, dass er sich schonungslos der deprimierenden Schlussfolgerung stellt.

Einer der großen Vorzüge von Ken Grimwoods Roman besteht darin, dass er auf ganz verschiedene Weisen gelesen werden kann, von denen keine wertvoller oder wertloser ist als die andere. Bei meiner ersten Lektüre kurz nach Erscheinen des Buches fasste ich »Replay« als einen temporeichen Fantasy-Roman auf, als tolle Abenteuergeschichte, die gleichwohl so stark in mir nachklang, dass ich das Buch nach einer Weile wieder zur Hand nahm. Erst beim zweiten Lesen wurde ich mir der Feinheiten von Grimwoods Konstruktion bewusst, der Tatsache vor allem, dass der Roman weniger von Zeitschleifen handelt

als vielmehr von einer steten Abfolge alternativer Realitäten und dem philosophischen Mechanismus, der diesem Phänomen zugrunde liegt. Bei meiner dritten (und bislang letzten) Lektüre stellte ich - wie Sie gesehen haben - dann noch grundlegendere Betrachtungen an. Was wird wohl beim nächsten Mal passieren?

Und ein nächstes Mal gibt es bestimmt. So gut ist das Buch.

*Der Amerikaner John Grant ist einer der profiliertesten Science-Fiction- und Fantasy-Autoren der Gegenwart.*

---

**REPLAY -  
DAS ZWEITE SPIEL**

---

*Für meine Mutter und  
meinen Vater*

# 1

Jeff Winston telefonierte gerade mit seiner Frau, als er starb.

»Wir brauchen ...«, sagte sie, doch den Rest bekam er nicht mehr mit, denn etwas Schweres schlug gegen seine Brust und presste die Luft aus ihm heraus. Der Telefonhörer fiel ihm aus der Hand und zerschmetterte den gläsernen Briefbeschwerer auf dem Schreibtisch.

In der Woche zuvor hatte sie etwas ganz Ähnliches gesagt, nämlich: »Weißt du, was wir brauchen, Jeff?«, und es war eine Pause entstanden – keine endlose, keine endgültige wie diese tödliche Pause, aber doch eine spürbare Unterbrechung. Er hatte am Küchentisch gesessen, an der Stelle, die Linda als »Frühstücksecke« bezeichnete, obwohl es überhaupt kein abgetrennter Platz war, bloß ein kleiner Resopaltisch mit zwei Stühlen, ungeschickt zwischen der linken Seite des Kühlschranks und der Vorderseite des Wäschetrockners platziert. Linda hatte auf der Arbeitsplatte Zwiebeln gehackt, als sie das sagte, und vielleicht waren es die Tränen in ihren Augenwinkeln gewesen, die ihn nachdenklich gemacht und ihrer Frage mehr Gewicht verliehen hatten, als sie eigentlich beabsichtigt hatte.

»Weißt du, was wir brauchen, Jeff?«

Und er hätte sagen sollen: »Was denn, Schatz?«, hätte es zerstreut und ohne Interesse sagen sollen, so wie er Hugh Sideys Kolumne im *Time Magazine* zur Präsidentschaft las. Aber Jeff war nicht zerstreut; Sideys Ergüsse scherten ihn einen Dreck. Tatsächlich war er so konzentriert und aufmerksam wie seit langer, langer Zeit nicht mehr. Deshalb sagte er eine Zeit lang gar nichts; er starrte nur auf die falschen Tränen in Lindas Augen und dachte an die Dinge, die sie brauchten, er und sie.

Zunächst einmal mussten sie verreisen, in ein Flugzeug steigen, das irgendwohin flog, wo es warm und landschaftlich reizvoll war – nach Jamaika vielleicht oder nach Barbados. Seit der lang geplanten, aber irgendwie enttäuschenden Rundreise durch Europa vor fünf Jahren hatten sie keinen richtigen Urlaub mehr gemacht. Ihre jährlichen Reisen nach Florida zu seinen Eltern in Orlando und Lindas Familie in Boca Raton zählten für Jeff nicht; das waren Besuche in einer immer weiter zurückweichenden Vergangenheit, mehr nicht. Nein, was sie wirklich brauchten, war eine Woche, ein Monat auf einer dekadent fremden Insel – mit Liebe an endlosen leeren Stränden und nachts dem Klang von Reggaemusik in der Luft wie der Geruch feerroter Blumen.

Ein hübsches Haus wäre ebenfalls schön gewesen, vielleicht eines dieser vornehmen Häuser in der Upper Mountain Road in Montclair, an denen sie an so vielen wehmütigen Sonntagen vorübergefahren waren. Oder ein Wohnsitz in White Plains, ein Zwölf-Zimmer-Tudorhaus an der Ridgeway Avenue in der Nähe des Golfplatzes. Nicht, dass er anfangen wollte, Golf zu spielen, aber all diese weitläufigen Grünflächen mit Namen wie Maple Moor und Westchester Hill würden eine viel erfreulichere Umgebung abgeben als die Auffahrten zum Brooklyn-Queens-Expressway und die Flugschneise von LaGuardia.

Sie brauchten auch ein Kind, obwohl Linda unter diesem Mangel wahrscheinlich mehr litt als er. Jeff stellte sich ihr ungeborenes Kind immer achtjährig vor, dem anstrengenden Säuglingsalter längst entwachsen, aber noch nicht in den Wirren der Pubertät. Ein gutes Kind, nicht übertrieben schlau und nicht affektiert. Ob Junge oder Mädchen, darauf kam es nicht an; nur ein Kind, ihr Kind und seines, das lustige Fragen stellte und zu nah am Fernseher saß und in dem sich der Funke der sich entwickelnden Individualität zeigte.

Aber es würde kein Kind geben; seit Lindas Bauchhöhlen-

schwangerschaft 1975 wussten sie, dass dies unmöglich war. Es würde auch kein Haus in Montclair geben und keins in White Plains; Jeffs Stellung als Nachrichtendirektor am WFYI-Radiosender in New York klang beeindruckender, lukrativer, als sie tatsächlich war. Vielleicht würde er noch den Sprung zum Fernsehen schaffen; aber mit dreiundvierzig war das zunehmend unwahrscheinlich.

Wir brauchen, wir brauchen ... ein Gespräch, dachte er. Wir sollten uns gegenseitig in die Augen sehen und einfach sagen: Es hat nicht funktioniert. Rein gar nichts, weder die Liebe noch die Leidenschaft oder die glorreichen Pläne. Alles ging daneben, und niemand hat Schuld. Es ist einfach so gekommen.

Doch das würden sie natürlich niemals tun. Das war der Hauptgrund ihres Scheiterns: die Tatsache, dass sie selten über tiefere Bedürfnisse sprachen, niemals das quälende Gefühl von Ungenügen anschnitten, das immer zwischen ihnen stand.

Linda wischte sich mit dem linken Handrücken eine bedeutungslose, zwiebelerzeugte Träne ab. »Hast du zugehört, Jeff?«

»Ja. Ich hab zugehört.«

»Was wir brauchen«, sagte sie, in seine Richtung blickend, aber nicht genau zu ihm hin, »ist ein neuer Duschvorhang.«

Höchstwahrscheinlich war das die Ebene von Bedürfnissen, die sie am Telefon hatte ansprechen wollen, als er starb. »... ein Dutzend Eier«, würde ihr Satz wahrscheinlich geendet haben. Oder: »... eine Packung Kaffeefilter.«

Doch warum dachte er das alles?, wunderte er sich. Er starb, um Himmels willen; sollten seine letzten Gedanken nicht irgendwie tiefschürfender sein, philosophischer? Oder vielleicht eine Wiederholung der Höhepunkte seines Lebens im Zeitraffer, dreiundvierzig Jahre in Beta-Visitation? Das war es doch, was Menschen beim Ertrinken erlebten - oder etwa nicht?

Es *fühlte* sich wie Ertrinken an, dachte er, während die gedehnten Sekunden verstrichen: der schreckliche Druck, das hoffnungslose Ringen nach Luft, die klebrige Feuchtigkeit, die seinen Körper bedeckte, während salziger Schweiß über seine Stirn hinabströmte und in seinen Augen brannte.

Ertrinken. Sterben. Nein, verdammt, nein, das war ein unpassendes Wort, anwendbar nur auf Blumen oder Haustiere oder andere Menschen. Alte Menschen, kranke Menschen. Unglückliche Menschen.

Sein Gesicht fiel auf den Schreibtisch, die rechte Wange wurde flach gegen den Aktenordner gepresst, den er gerade hatte durcharbeiten wollen, als Linda anrief. Der Sprung im Briefbeschwerer lag deutlich vor seinem geöffneten Auge: ein Riss durch die Welt, ein zerklüftetes Spiegelbild des in seinem Inneren tobenden Todeskampfes. Durch das zerbrochene Glas hindurch sah er die leuchtend roten Ziffern der Digitaluhr oben auf dem Bücherregal:

1:06 18 Okt 88

Und dann gab es nichts mehr, worüber nachzudenken sich vermeiden ließ, weil der Vorgang des Denkens zum Erliegen gekommen war.

Jeff bekam keine Luft.

Natürlich bekam er keine Luft; schließlich war er tot.

Aber wenn er tot war, warum spürte er dann, dass er keine Luft bekam? Und warum spürte er überhaupt etwas?

Er drehte den Kopf von der zerknautschten Decke weg und atmete. Abgestandene, stickige Luft, angefüllt mit seinem eigenen Schweißgeruch.

Also war er nicht gestorben. Irgendwie elektrisierte ihn die Erkenntnis ebenso wenig, wie ihn seine frühere Annahme, tot zu sein, in Angst und Schrecken versetzt hatte.



Vielleicht hatte er das Ende seines Lebens insgeheim begrüßt. Jetzt würde alles bloß weitergehen wie zuvor: die Unzufriedenheit, der schleichende Verlust von Ehrgeiz und Hoffnung, der entweder seine Ehe hatte scheitern lassen oder Folge des Scheiterns war – er konnte sich nicht mehr erinnern, was davon zutraf.

Er schob die Decke von seinem Gesicht herunter und stieß mit den Füßen nach dem zerwühlten Laken. Irgendwo im abgedunkelten Zimmer spielte kaum hörbar Musik. Ein Oldie: »Da Doo Ron Ron« von einer dieser Phil-Spector-Mädchengruppen.

Jeff tastete vollkommen desorientiert nach dem Lichtschalter. Er lag entweder in einem Krankenhausbett und erholte sich von dem, was im Büro geschehen war – oder er war zu Hause und erwachte gerade aus einem Traum, der schlimmer als üblich gewesen war. Seine Hand stieß gegen die Nachttischlampe, schaltete sie an. Er befand sich in einem kleinen, unordentlichen Zimmer mit Kleidungsstücken und Büchern, die über den Fußboden verstreut und wahllos auf zwei benachbarten Schreibtischen und Stühlen aufgetürmt waren. Weder ein Krankenhaus noch sein und Lindas Schlafzimmer, aber irgendwie vertraut.

Eine nackte, lächelnde Frau erwiderte seinen verdutzten Blick. Eine große Fotografie, die an der Wand hing. Ein *Playboy*-Ausklappbild, eins von den alten. Die dralle Brünnette lag sitzsam auf dem Bauch, auf einer Luftmatratze auf dem Achterdeck einer Yacht, den rot getüpfelten weißen Bikini an der Reling festgebunden. Mit dem fischen Seemannskäppi und dem sorgfältig gekämmten und gesprayten dunklen Haar hatte sie eine entfernte Ähnlichkeit mit der jungen Jackie Kennedy.

Die anderen Wände waren in demselben veralteten, kindischen Stil dekoriert: Stierkampf-Poster, ein stark vergrößerter roter Jaguar XK-E, ein altes Dave-Brubeck-Platencover. Über dem Schreibtisch war eine rot-weiß-blaue

Fahne befestigt, und die Stars and Stripes bildeten den Spruch NIEDER MIT DEM KOMMUNISMUS. Jeff grinste, als er das sah – genau so eine Fahne hatte er bei Paul Krassners einstmals schockierendem kleinem Käseblatt *Der Realist* bestellt, als er noch auf dem College war, als ...

Er setzte sich jäh aufrecht, in seinen Ohren dröhnte der Herzschlag.

Die alte Lampe mit dem Schwanenhals auf dem Schreibtisch nahe der Tür hatte sich immer vom Sockel gelöst, wenn er sie bewegt hatte, erinnerte er sich. Und der kleine Teppich vor Martins Bett hatte einen großen blutroten Fleck gehabt – ja, genau da – von dem Mal, als Jeff mit Judy Gordon nach oben geschlichen war und sie zu der Musik der Drifters im Zimmer umhergetanzt waren und dabei eine Flasche Chianti umgeworfen hatten.

Die diffuse Verwirrung, die Jeff beim Aufwachen empfunden hatte, machte völliger Verblüffung Platz. Er warf die Decke zur Seite, stieg aus dem Bett und ging unsicher zu einem der Schreibtische. Zu seinem Schreibtisch. Er musterte die gestapelten Bücher: »Kulturelle Gesetzmäßigkeiten«, »Jugend in Samoa«, »Bevölkerungsstatistik«. Soziologie 101. Dr. ... wer? Danforth, Sanborn? In einem großen, muffigen Saal irgendwo auf der anderen Seite des Campus gab es um acht Uhr morgens nach der ersten Vorlesung immer Frühstück. Er hob das Benedict-Buch auf, blätterte es durch; mehrere Abschnitte waren dick unterstrichen und mit Randbemerkungen in seiner eigenen Handschrift versehen.

»... der WQXI-Hit der Woche, von den Crystals! Das nächste Stück ist für Bobby in Marietta, von Carol und Paula. Diese reizenden Mädels wollen Bobby Bescheid geben, genau wie die Chiffons glauben sie: *He's Soooo Fine ...*«

Jeff schaltete das Radio aus und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Voller Verlegenheit wurde ihm bewusst, dass er eine ausgewachsene Erektion hatte. Wann

war er zum letzten Mal so steif geworden, ohne an Sex auch nur gedacht zu haben?

Also schön, es war an der Zeit, sich Klarheit zu verschaffen. Irgendjemand musste ihm einen außergewöhnlich ausgeklügelten Streich spielen, nur kannte er niemanden, der solch grobe Scherze machte. Und selbst wenn er einen gekannt hätte – warum hätte er sich solche Mühe geben sollen? Die Bücher mit seinen Notizen hatte er schon vor Jahren weggeworfen, und niemand konnte sie so genau nachgemacht haben.

Auf seinem Schreibtisch lag eine Ausgabe von *Newsweek* mit einer Titelstory über den Rücktritt des westdeutschen Kanzlers Konrad Adenauer. Die Ausgabe datierte vom 6. Mai 1963. Jeff starrte auf die Ziffern, in der Hoffnung, dass ihm eine rationale Erklärung für das alles einfallen würde.

Es fiel ihm keine ein.

Die Zimmertür schwang auf, und der Innenknopf schlug gegen das Bücherregal. So wie er es immer getan hatte.

»He, was zum Teufel machst du noch hier? Es ist Viertel vor elf. Ich dachte, du hättest um zehn eine Prüfung in amerikanischer Literatur.«

Martin stand in der Tür, in der einen Hand eine Coke, in der anderen einen Stapel Lehrbücher. Martin Bailey, Jeffs Erstsemester-Zimmergenosse; sein bester Freund auf dem College und in den Jahren danach.

Martin hatte sich 1981 umgebracht, unmittelbar nach seiner Scheidung und dem darauf folgenden Bankrott.

»Was willst du machen?«, fragte Martin. »Dir ein Ungekönt geben lassen?«

Jeff musterte benommen seinen längst toten Freund: das dicke schwarze Haar, das noch keine Geheimratsecken aufwies, das faltenlose Gesicht, die strahlenden, jugendlichen Augen, die noch keinen nennenswerten Schmerz gesehen hatten.

»Hey, was ist los? Bist du okay, Jeff?«

»Ich ... fühl mich nicht besonders.«

Martin lachte und warf die Bücher auf sein Bett. »Was du nicht sagst! Jetzt weiß ich, warum mich mein Dad davor gewarnt hat, Scotch und Bourbon zu mischen. Mann, das war ja ein richtiges Schätzchen, das du gestern Abend bei Manuel aufgerissen hast. Judy hätte dich umgebracht, wenn sie da gewesen wäre. Wie heißt sie?«

»Ahh ...«

»Komm schon, so betrunken warst du nicht. Hast du vor, sie anzurufen?«

Jeff wandte sich mit wachsender Panik ab. Es gab tausend Dinge, die er Martin sagen wollte, aber nichts davon hätte mehr Sinn ergeben als diese verrückte Situation an sich.

»Was ist los, Mann? Du siehst richtig daneben aus.«

»Ich ... äh ... ich muss raus. Ich brauche etwas frische Luft.«

Martin runzelte verwundert die Stirn. »Yeah, ich schätze, ja.«

Jeff schnappte sich eine Baumwollhose, die auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch lag. Dann öffnete er den Schrank neben dem Bett und entdeckte darin ein indisches Hemd und eine Cordjacke.

»Geh zur Krankenstube«, sagte Martin. »Erzähl ihnen, du hättest die Grippe. Vielleicht lässt Garrett dich die Prüfung nachschreiben.«

»Ja, sicher.« Jeff zog sich rasch an und schlüpfte in ein Paar Korduanschuhe. Er stand kurz davor zu hyperventilieren und musste sich zwingen, langsam zu atmen.

»Denk an die Birds heute Abend, okay? Paula und Judy treffen sich mit uns um sieben im Dooley's. Vorher wollen wir noch einen Happen essen.«

»Richtig. Bis dann.« Jeff trat auf den Korridor und schloss die Tür hinter sich. Er fand die Treppe und rannte drei Stockwerke hinunter, mechanisch mit einem »Hey!«

antwortend, wenn einer der jungen Männer, an denen er vorbeikam, seinen Namen rief.

Die Eingangshalle war so, wie er sie in Erinnerung hatte: das Fernsehzimmer rechts, jetzt leer, abends bei Sportübertragungen und Raketenstarts immer überfüllt; eine Traube von kichernden Mädchen, die am Fuß der Treppe, die sie nicht hinaufgehen durften, auf ihre jeweiligen Freunde warteten; Coke-Automaten gegenüber dem schwarzen Brett, wo Studenten Zettel anklebten, auf denen sie Gebrauchtwagen, Zimmer, Fahrten nach Macon, Savannah oder Florida entweder suchten oder anboten.

Draußen stand der Hartriegel in voller Blüte und durchflutete den Campus mit einem rosa und weißen Leuchten, das vom sauberen weißen Marmor der würdevollen klassizistischen Gebäude reflektiert wurde. Das war Emory, daran gab es keinen Zweifel: die gekünsteltste Anstrengung des Südens, eine Universität im Stil der klassischen Ivy League zu erschaffen, eine Universität, welche die Region ihr Eigen nennen konnte. Die gewollt zeitlose Architektur war verwirrend – während er durch den viereckigen Innenhof trabte, vorbei an der Bücherei und der juristischen Fakultät, wurde Jeff klar, dass es ebenso gut 1988 wie 1963 sein konnte. Es gab keine klaren Hinweise, nicht einmal in der Kleidung und den Frisuren der Studenten, die auf den Rasenflächen umher-schlenderten. Die Jugendmode der Achtziger war, vom postapokalyptischen Punk-Stil einmal abgesehen, von der seiner frühen Collegetage praktisch nicht zu unterscheiden.

Gott, die Zeit, die er auf diesem Campus verbracht hatte, die Träume, die hier ausgebrütet worden waren und sich niemals erfüllt hatten ... Hier war die kleine Brücke, die zur Konfessionsschule führte; wie oft war er dort mit Judy Gordon entlangspaziert? Und dort drüben am Psychologiegebäude hatte er sich im vorletzten Studienjahr fast jeden Tag mit Gail Benson zum Mittagessen getroffen: seine erste

und letzte wahrhaft platonische Freundschaft mit einer Frau. Warum hatte er von der Bekanntschaft mit Gail nicht mehr gelernt? Warum hatte er sich, in so vieler Hinsicht, so weit von den Plänen und Ambitionen entfernt, die in der besänftigenden Ruhe des grünen Rasens und der prächtigen Gebäude geboren worden waren?

Als Jeff zum Haupteingang des Campus gelangte, war er über eine Meile gelaufen und erwartete, außer Atem zu sein, doch er war es nicht. Er stand auf der Anhöhe unterhalb der Glen Memorial Church und blickte auf die North Decatur Road und Emory Village hinab, das kleine Geschäftsviertel, das den Campus versorgte.

Die Bekleidungs- und Buchläden wirkten mehr oder minder vertraut. Besonders ein Laden, Horton's Drugs, rief einen Schwall von Erinnerungen wach: Im Geiste sah er die Zeitschriftenständer vor sich, die lang gestreckte weiße Theke, an der nichtalkoholische Getränke verkauft wurden, die rotledernen Sitzecken mit den einzelnen Stereo-Jukeboxen. Und er sah Judy Gordons jugendlich frisches Gesicht vor sich, roch ihr frisch gewaschenes blondes Haar.

Kopfschüttelnd konzentrierte er sich auf die vor ihm ausgebreitete Szenerie. Wiederum konnte er nicht mit Sicherheit sagen, welches Jahr es war. Seit 1983, als Associated Press eine Konferenz zum Thema 'Terrorismus und die Medien' veranstaltet hatte, war er nicht mehr in Atlanta gewesen, und den Campus von Emory hatte er nicht mehr besucht, seit ... Herrgott, bestimmt seit dem ersten oder zweiten Jahr nach seinem Studienabschluss nicht mehr. Er hatte keine Möglichkeit, festzustellen, ob all die Läden dort die gleichen geblieben oder in der Zwischenzeit durch Hochhäuser ersetzt worden waren oder durch eine Mall.

Die Autos waren eine Sache für sich; jetzt, wo er darauf achtete, fiel ihm auf, dass auf der Straße kein einziger Nissan oder Toyota zu sehen war. Ausschließlich ältere Modelle, die meisten davon groß und benzinhungrig,

Detroit-Modelle. Und »älter« bedeutete nicht einfach nur Sechziger-Jahre-Design. Eine Menge Scheusale mit Hai-fischflossen waren zu sehen, die aus den Fünfzigern stammen mussten, aber 1963 hatte es natürlich ebenso viele sechs- und achtjährige Wagen auf den Straßen gegeben wie 1988.

Immer noch nichts Schlüssiges – allmählich fragte er sich, ob die kurze Begegnung mit Martin im Wohnheim nicht vielleicht doch nur ein ungewöhnlich realistischer Traum gewesen war, ein Traum, in dessen Verlauf er aufgewacht war. Es stand außer Zweifel, dass er inzwischen hellwach war und sich in Atlanta befand. Vielleicht war er beim Versuch, das trübselige Schlamassel zu vergessen, zu dem sein Leben geworden war, zusammengeklappt und in einer spontanen Anwandlung von Nostalgie hierher geflogen. Die große Zahl alter Wagen mochte ein Zufall sein. Jeden Moment konnte einer dieser kleinen japanischen Schuhkartons vorbeifahren, an deren Anblick er sich so gewöhnt hatte.

Es gab eine einfache Möglichkeit, dies ein für alle Mal zu klären. Mit federnden Schritten ging er hinunter zum Taxistand in der Decatur Road und stieg in das erste der dort wartenden blau-weißen Taxis ein. Der Fahrer war jung, vermutlich ein Studienanfänger.

»Wo soll's denn hingehen?«

»Peachtree Plaza Hotel«, antwortete Jeff.

»Wie bitte?«

»Das Peachtree Plaza, in der Innenstadt.«

»Ich glaube, das kenne ich nicht. Haben Sie die Adresse?«

Gott, die Taxifahrer heutzutage. Mussten sie nicht eine Art Prüfung ablegen, Stadtpläne auswendig lernen und sich Orientierungspunkte einprägen?

»Sie wissen aber, wo das Regency ist, oder? Das Hyatt House?«

»Oh, ja klar. Dorthin wollen Sie?«

»Ganz in die Nähe.«

»Schon klar, Mann.«

Der Fahrer fuhr ein paar Blocks weit nach Süden und wandte sich auf der Ponce DeLeon Avenue nach rechts. Jeff tastete nach der Gesäßtasche, sich plötzlich der Tatsache bewusst, dass er in der fremden Hose nicht genug Geld bei sich haben könnte, doch es steckte eine abgenutzte braune Brieftasche darin.

Es war nicht seine Brieftasche, aber es war Geld drin – zwei Zwanziger, ein Fünfer und ein paar Ein-Dollar-Noten –, also brauchte er sich zumindest keine Sorgen wegen der Bezahlung zu machen. Er würde das Geld dem Besitzer zurückzahlen, wenn er die Brieftasche zurückgab, zusammen mit den alten Klamotten, die er hatte mitgehen lassen. Aber wem? Und wo?

Er öffnete eines der kleinen Fächer der Brieftasche, um eine Antwort auf diese Fragen zu erhalten. Darin fand er einen Studentenausweis der Emory-Universität, ausgestellt auf den Namen Jeffrey L. Winston. Einen Bibliotheksausweis von Emory, ebenfalls auf seinen Namen ausgestellt. Die Quittung einer chemischen Reinigung in Decatur. Eine gefaltete Cocktailserviette mit dem Namen eines Mädchens und einer Telefonnummer darauf. Ein Foto seiner Eltern vor dem alten Haus in Orlando, in dem sie gelebt hatten, bevor sein Vater schwer erkrankt war. Einen farbigen Schnappschuss mit einer lachenden, Schneeball werfenden Judy Garland, das schmerzhaft junge und übergelückliche Gesicht von einem weißen Kragen eingerahmt, der gegen die Kälte hochgeschlagen war. Und einen Führerschein aus Florida, ausgestellt auf Jeffrey Lamar Winston, mit dem 27. Februar 1965 als Ablaufdatum.

Jeff saß allein an einem Tisch für zwei in der ufoförmigen Polaris-Bar oben auf dem Hyatt Regency und sah zu, wie die Skyline von Atlanta alle fünfundvierzig Minuten an ihm vorbeirotierte. Der Taxifahrer war jedenfalls nicht



geistig beschränkt gewesen: Der siebzigstöckige Zylinder des Peachtree Plaza existierte nicht. Ebenfalls verschwunden waren die Türme des Omni International, der graue steinerne Klotz des Georgia Pacific Buildings und die riesige schwarze Schachtel des Equitable. Das hervorstechendste Gebäude in der Innenstadt von Atlanta war dieses hier, mit seiner oft kopierten atriumartigen Lobby. Und ein kurzes Gespräch mit der Bedienung hatte bestätigt, dass das Hotel neu, also vorerst noch einzigartig war.

Der schlimmste Moment war für ihn gewesen, als er in den Spiegel hinter der Bar geblickt hatte. Er hatte dies mit Absicht getan, im vollen Bewusstsein dessen, was er sehen würde, war aber trotzdem schockiert, als er sich seinem eigenen blassen, hageren, achtzehnjährigen Spiegelbild gegenüber sah.

Der Junge im Spiegel wirkte objektiv etwas reifer als achtzehn; in diesem Alter hatte er kaum Probleme gehabt, Alkohol zu bekommen, so wie bei der Bedienung eben, doch Jeff wusste, dass dies pure Illusion war, bedingt durch seine Größe und die tief liegenden Augen. Für ihn war das Spiegelbild das eines unerfahrenen Halbwüchsigen ohne seelische Narben.

Und dieser Halbwüchsige war er selbst. Nicht in der Erinnerung, sondern hier und jetzt: die faltenlosen Hände, mit denen er den Drink hielt, die konzentrierten Augen, mit denen er sah.

»Können Sie schon einen neuen gebrauchen, Süßer?«

Die Bedienung lächelte ihn freundlich an, mit hellroten Lippen unter dunklen Mascara-Augen und einer veralteten hoctoupierten Frisur. Sie trug ein ›futuristisches‹ Kostüm, ein irisierendes blaues Minikleid von der Art, wie es in zwei oder drei Jahren überall von den jungen Frauen getragen werden würde.

In zwei oder drei Jahren – von jetzt an gerechnet. Den frühen Sechzigern.

Gott im Himmel!

Er konnte nicht länger abstreiten, was geschehen war, konnte nicht mehr darauf hoffen, es irgendwie wegzargumentieren. Er war im Begriff gewesen, an einem Herzinfarkt zu sterben, hatte jedoch überlebt; er war in seinem Büro gewesen, im Jahr 1988, und jetzt war er ... hier. In Atlanta, 1963.

Jeff suchte nach einer Erklärung, nach etwas, das zumindest ansatzweise einen Sinn ergab. Als Heranwachsender hatte er eine ganze Menge Science Fiction gelesen, aber seine gegenwärtige Situation hatte keinerlei Ähnlichkeit mit den Zeitreise-Szenarios, denen er dort begegnet war. Es gab keine Maschine, keinen Wissenschaftler, ob verrückt oder nicht, und im Gegensatz zu den Romanfiguren hatte sich sein Körper verjüngt. Es war, als hätte einzig und allein sein Bewusstsein die Jahre übersprungen und das frühere Bewusstsein ausgelöscht, um sich im Gehirn seines eigenen achtzehnjährigen Selbst einzunisten.

War er also dem Tod entronnen? Oder war er ihm nur ausgewichen? Befand sich sein lebloser Körper in einer New Yorker Leichenhalle und wurde vom Skalpell eines Pathologen aufgeschlitzt und sezziert? Oder lag er im Koma: hoffnungslos in ein imaginäres neues Leben verstrickt, auf Geheiß eines verwüsteten, sterbenden Gehirns. Und dennoch, dennoch ...

»Süßer?«, fragte die Bedienung. »Soll ich nun nachschenken oder nicht?«

»Ich ... äh ... ich glaube, ich trinke stattdessen lieber eine Tasse Kaffee, wenn das möglich ist.«

»Aber klar doch. Einen Irish Coffee vielleicht?«

»Nein, einen gewöhnlichen Kaffee. Etwas Sahne, ohne Zucker.«

Das Mädchen aus der Vergangenheit brachte den Kaffee, und Jeff blickte auf die verstreuten Lichter der halb erbauten Stadt hinaus, die unter dem verblassenden Himmel an-

gingen. Die Sonne war hinter den roten Lehmhügeln verschwunden, die sich bis nach Alabama erstreckten, in Richtung Zukunft, in Richtung umfassender, chaotischer Veränderungen, Tragödien und Träume.

Er verbrannte sich am dampfenden Kaffee die Lippen und kühlte sie mit einem Schluck Eiswasser. Die Welt jenseits der Fenster war kein Traum – sie war ebenso konkret wie unschuldig, ebenso wirklich wie blind optimistisch.

Frühling 1963.

Und es gab so viele Möglichkeiten.

Jeff verbrachte den Rest des Abends damit, in den Straßen der Innenstadt von Atlanta herumzulaufen, Augen und Ohren weit offen für jede Nuance der wiedererstandenen Vergangenheit: Schilder für ›Weiße‹ und ›Farbige‹ an öffentlichen Toiletten, Frauen mit Hüten und Handschuhen, ein Werbeplakat für eine Europareise mit der *Queen Mary* im Schaufenster eines Reisebüros, die männlichen Passanten fast alle mit Zigarette. Er bekam erst nach elf Hunger und genehmigte sich an einem kleinen Stand nahe Five Points einen Hamburger und ein Bier. Er meinte, sich aus der Zeit vor fünfundzwanzig Jahren an die nichtssagende Imbissbude zu erinnern, als einen Ort, den er und Judy nach dem Kino gelegentlich für einen Snack aufgesucht hatten; aber inzwischen war er so verwirrt, so erschöpft von der unaufhörlichen Flut von neuen/alten Ansichten und Orten, dass er sich nicht mehr sicher war. Jede Ladenfront, jedes Gesicht eines Passanten kam ihm inzwischen beunruhigend vertraut vor, obwohl er wusste, dass er sich unmöglich an alles, was er sah, erinnern konnte. Er hatte die Fähigkeit verloren, falsche Erinnerungen von denen zu trennen, die unzweifelhaft zutreffend waren.

Er brauchte unbedingt etwas Schlaf, um eine Weile abzuschalten - und vielleicht, wider aller Hoffnung, in der Welt zu erwachen, die er verlassen hatte. Am liebsten wäre ihm ein anonymes, zeitloses Hotelzimmer gewesen, ohne Blick auf die veränderte Skyline, ohne dass ihn Radio oder Fernsehen an das erinnerten, was geschehen war; doch er hatte nicht genug Geld, und natürlich besaß er keine Kreditkarten. Knapp davor, im Piedmont Park zu schlafen, hatte Jeff keine andere Wahl, als nach Emory,

zu dem Zimmer im Wohnheim, zurückzukehren. Vielleicht war Martin ja schon eingeschlafen.

Doch Jeffs Zimmergenosse war hellwach, saß an seinem Schreibtisch und blätterte in einer Ausgabe von *High Fidelity*. Als Jeff das Zimmer betrat, blickte er auf und legte die Zeitschrift weg.

»Ah«, sagte Martin. »Wo, zum Teufel, hast du gesteckt?«

»In der Stadt. Bin rumgelaufen.«

»Du konntest keine Zeit erübrigen, um mal im Dooley's vorbeizuschauen, was? Oder vielleicht am Fox Theatre? Wir hätten beim Warten auf dich beinahe den ersten Teil des gottverdammten Films verpasst.«

»Tut mir Leid, mir ... äh ... war nicht danach. Nicht heute.«

»Du hättest mir wenigstens eine Nachricht hinterlassen können oder so, verdammt noch mal. Du hast nicht mal Judy angerufen. Sie war am Durchdrehen vor Sorge, dir könnte etwas zugestoßen sein.«

»Ich bin echt kaputt, hörst du. Mir ist nicht besonders nach Reden zumute, okay?«

Martin lachte humorlos. »Morgen ist dir besser wieder danach, wenn du Judy wiedersehen willst. Sie wird stock-sauer sein, wenn sie herausfindet, dass du noch lebst.«

Jeff träumte vom Sterben, und als er aufwachte, befand er sich immer noch im Zimmer des Wohnheims. Nichts hatte sich verändert. Martin war weg, wahrscheinlich in einer Vorlesung. Doch es war Samstagmorgen, fiel ihm ein. Hatte es am Samstag Vorlesungen gegeben? Er war sich nicht sicher.

Jedenfalls war er allein im Zimmer, und er nutzte den Vorteil des Alleinseins, um in seinem Schreibtisch und im Schrank herumzustöbern. Die Bücher waren ihm alle vertraut: »Störungssicher«, »Die Erschaffung des Präsidenten – 1960«, »Reisen mit Charley«. Die Schallplatten in ihren neuen, unverblassten und ungeknickten Hüllen beschworen

von zahllosen Gefühlen begleitete Bilder aus den Tagen und Nächten herauf, die er mit dem Hören dieser Musik zugebracht hatte: Stan Getz und Joao Gilberto, das Kingston Trio, Jimmy Witherspoon, Dutzende andere, von denen er die meisten entweder nicht mehr besaß oder zerkratzt hatte.

Jeff stellte das Harman-Kardon-Stereogerät an, das ihm seine Eltern zu Weihnachten geschenkt hatten, legte ›Desafinado‹ auf und wühlte weiter in den Besitztümern seiner Jugend: HIS-Hosen mit Umschlag und Botany-500-Sportjacken, eine Tennistrophäe vom Internat außerhalb von Richmond, das er vor Emory besucht hatte, eine in Seidenpapier eingewickelte Sammlung von Hurricane-Gläsern aus dem Pat O'Briens in New Orleans, stapelweise *Playboy* und *Rogue*.

Er entdeckte eine Schachtel mit Briefen und Fotos, zog sie heraus und setzte sich aufs Bett, um den Inhalt durchzusehen. Da gab es Bilder von ihm als Kind, Schnappschüsse von Mädchen, an die er sich nicht mehr erinnerte, einige unsägliche Passfotos ... und eine kleine Mappe mit Familienfotos, seine Eltern und die jüngere Schwester beim Picknick, am Strand, um den Weihnachtsbaum versammelt.

Spontan holte er eine Hand voll Kleingeld aus der Tasche, ging zum Münztelefon auf dem Gang und erkundigte sich bei der Auskunft in Orlando nach der längst vergessenen alten Nummer seiner Eltern.

»Hallo?«, sagte seine Mutter in dem zerstreuten Tonfall, der sich im Laufe der Jahre immer stärker ausgeprägt hatte.

»Mutter?«, sagte er zögernd.

»Jeff!« Ihre Stimme klang vorübergehend gedämpft, als sie sich von der Sprechmuschel abwandte. »Liebling, heb in der Küche ab. Es ist Jeff.« Dann, wieder klar und deutlich: »Also, was soll denn dieses ›Mutter? Du meinst wohl, du wirst allmählich zu alt, um mich ›Mom‹ zu nennen, ist es das?«

Seit den frühen Zwanzigern hatte er seine Mutter nicht mehr so genannt.

»Wie ... wie geht es dir?«, fragte er.

»Nicht mehr so wie früher, seit du weg bist, das weißt du ja. Aber wir halten uns auf Trab. Letzte Woche waren wir in Titusville fischen. Dein Vater hat einen dreißig Pfund schweren Pompano gefangen. Ich wünschte, ich könnte dir ein Stück davon schicken – so was Zartes hast du noch nicht gegessen. Wir haben im Gefrierschrank eine Menge für dich aufgehoben, aber er wird nicht mehr so gut sein wie frisch.«

Ihre Worte rührten einen Schwall von Erinnerungen auf, alle lose miteinander verknüpft: Sommerwochenenden mit dem Boot seines Onkels auf dem Atlantik, die Sonne strahlend hell auf dem polierten Deck, während eine dunkle Linie von Gewitterwolken am Horizont schwebte ... die verfallenen kleinen Städtchen Titusville und Cocoa Beach vor der Invasion der NASA ... der große weiße Gefrierschrank in der Garage zu Hause, voller Steaks und Fisch, und darüber Regale mit Schachteln, voll gestopft mit all seinen Comicheften und Heinlein-Romanen ...

»Jeff? Bist du noch dran?«

»Oh, klar, tut mir Leid ... Mom. Ich hab bloß vergessen, weswegen ich vor einer Minute angerufen habe.«

»Na, mein Liebling, du weißt doch, dass du keinen besonderen Grund brauchst, um ...«

In der Leitung klickte es, dann hörte er die Stimme seines Vaters. »Also, wenn man vom Teufel spricht! Wir haben gerade von dir geredet, nicht wahr, Schatz?«

»Das stimmt«, sagte Jeffs Mutter. »Vor noch nicht mal fünf Minuten hab ich gesagt, wie lange es schon her ist, dass du nicht mehr angerufen hast.«

Jeff hatte keine Ahnung, ob damit eine Woche oder ein Monat gemeint war, und er wollte auch nicht danach fragen. »Hi, Dad«, sagte er rasch. »Wie ich höre, hast du einen preisverdächtigen Pompano zur Strecke gebracht.«

»Hey, du hättest dabei sein sollen.« Sein Vater lachte. »Bei Bud hat den ganzen Tag keiner angebissen, und das Einzige, was Janet zuwege brachte, war ein Sonnenbrand. Sie schält sich immer noch – sieht aus wie eine zu lang gekochte Garnele.«

Jeff erinnerte sich dunkel, dass die Namen zu einem der Ehepaare gehörten, mit denen seine Eltern befreundet waren, doch er konnte ihnen keine Gesichter zuordnen. Es verblüffte ihn, wie energiegeladen seine Mutter und sein Vater klangen. Sein Vater hatte 1982 ein Emphysem bekommen und verließ seitdem selten das Haus. Nur mühsam konnte Jeff ihn sich draußen auf dem Meer vorstellen, mit einem kräftigen Tiefseefisch ringend, die Pall Mall im Mundwinkel aufgeweicht von der Gischt. Tatsächlich waren seine Eltern, dachte Jeff wie betäubt, fast genau in seinem Alter – oder in dem Alter, das er gestern um diese Zeit gehabt hatte.

»Oh«, sagte seine Mutter, »gestern traf ich zufällig Barbara. Sie macht sich gut bei Rollins, und sie bat mich, dir zu sagen, dass Cappy das Problem wieder vollständig reinigt hat.«

Barbara, erinnerte sich Jeff vage, war ein Mädchen, mit dem er auf der High School öfter ausgegangen war; aber der Name Cappy sagte ihm nichts.

»Danke«, erwiderte er. »Sag Barbara das nächste Mal, wenn du sie siehst, dass ich wirklich froh darüber bin.«

»Gehst du immer noch mit der kleinen Judy aus?«, fragte seine Mutter. »Das war so ein reizendes Bild, das du uns von ihr geschickt hast. Wir können es gar nicht erwarten, sie kennen zu lernen. Wie geht es ihr?«

»Ihr geht's gut«, sagte er ausweichend und wünschte sich, er hätte nicht angerufen.

»Was macht der Chevy?«, warf sein Vater ein. »Schluckt er immer noch so viel Öl wie früher?«

Herrgott – Jeff hatte seit Jahren nicht mehr an den alten Wagen gedacht.



»Der Wagen ist okay, Dad.« Das war eine Vermutung. Er wusste nicht mal, wo er ihn abgestellt haben könnte. Seine Eltern hatten ihm den qualmenden alten Schlitten zum Schulabschluss geschenkt, und er hatte ihn so lange gefahren, bis er schließlich im letzten Studienjahr in Emory auseinander gefallen war.

»Was machen die Zensuren? Die Arbeit, mit der du beschäftigt warst, die über ... Du weißt schon, die, von der du uns letzte Woche erzählt hast, dass du Schwierigkeiten damit hättest. Was war das noch gleich?«

»Letzte Woche? Klar, die ... Geschichtsarbeit. Damit bin ich fertig. Hab aber die Note noch nicht bekommen.«

»Nein, nein, es war nicht in Geschichte. Du sagtest, es wäre was mit englischer Literatur, was war es noch gleich?«

Auf einmal erklang in der Leitung eine aufgeregt brabbelnde Kinderstimme. Jeff begriff, dass dieses Kind seine Schwester war – eine Frau, die zwei Scheidungen hinter sich hatte, mit einer Tochter, die gerade auf die High School kam. Es rührte Jeff, den Überschwang ihrer neun Jahre zu hören. Die Stimme seiner Schwester war die äußerste Verkörperung der verlorenen Unschuld, der zurückgedrehten Zeit ...

Die Unterhaltung mit seiner Familie war bedrückend geworden, ja ausgesprochen beunruhigend. Er brach sie ab, indem er versprach, in ein paar Tagen wieder anzurufen. Als er auflegte, war seine Stirn feucht von kaltem Schweiß, sein Mund trocken. Er ging die Treppe zur Lobby hinunter, kaufte sich für einen Vierteldollar eine Coke, trank sie in drei großen Schlucken leer. Im Fernsehraum sah sich gerade jemand *Sky King* an.

Jeff wühlte in seinen Hosentaschen und fischte einen Schlüsselring heraus. Einer der sechs Schlüssel war für das Wohnzimmer, den hatte er vorige Nacht benutzt, um reinzukommen; dann waren da drei weitere, die er nicht wiedererkannte; und zwei, die eindeutig ein Satz Zünd- und Kofferraumschlüssel von General Motors waren.



Ken Grimwood

**Replay - Das zweite Spiel**

Roman

Mit einem Vorwort von John Grant

eBook

ISBN: 978-3-641-10549-5

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2013

Meisterwerke der Science-Fiction - Der neue Band der Erfolgsreihe

Wie wäre es, wenn Sie noch einmal leben könnten? Und noch einmal? Und immer wieder ... Ein Traum? Oder ein Alptraum? Mit „Replay“ – „Das zweite Spiel“ hat Ken Grimwood einen der großen Klassiker der Science-Fiction geschrieben, ein Kultbuch, das bis heute nichts von seiner Faszination verloren hat und stets aufs Neue zahllose Leser in seinen Bann zieht.

Jetzt endlich in überarbeiteter Neuausgabe!